

Handlung im allgemeinen und den Streit um Leukas-Ithaka im besondern. Auch hier hält er an der alten Überlieferung fest und verwirft die von W. Dörpfeld aufgebrachte Ansicht, nach welcher nicht Ithaki, sondern Leukas das homerische Ithaka sein soll. Seine Ausführungen erhalten dadurch besondern Wert, daß ihm die Prachtwerke von Erzherzog Ludwig Salvator „Sommertage auf Ithaka“ und „Wintertage auf Ithaka“ zur Verfügung standen. Für die zersetzende Homerkritik, die übrigens doch so ziemlich abgetan ist, hat Rothe harte Worte. Er meint: „Es wird einer späteren Zeit, die von einer gewissen Entfernung aus die geistige Bewegung beobachtet, vorbehalten bleiben, den Zusammenhang zwischen der Homerkritik und der geistigen Überhebung, jenem Dünkel, der alles glaubt viel besser machen zu können als große Geister der Vergangenheit und Gegenwart, genauer festzustellen und in ihren Beziehungen zu erörtern“ (S. 301 f.). Unsere deutschen Rationalepen, welche manchmal zum Vergleiche herangezogen werden, scheint der Verfasser zu tief einzuschätzen. Auch sie besitzen hohe Schönheiten und kunstvollen Aufbau; wenn sie einmal ebenso eingehend bearbeitet und studiert werden wie die Dichtungen Homers, wird sich das klar zeigen. Auch das Urteil über Volksdichtung (S. 293 ff) scheint mir etwas hart. Doch das sind persönliche Ansichten, welche dem Gesamturteil keinen Eintrag tun, daß alle Freunde Homers dem Verfasser für seine Gabe zu großem Danke verpflichtet sind. Besonders der Lehrer hat hier ein Mittel, die Homerstunde äußerst anregend zu machen, zumal da mehrere sorgfältig gearbeitete Register die Benutzung des Buches erleichtern. Dem rührigen Verlage kann man zu dieser neuen Bereicherung seiner Homeriana nur Glück wünschen.

B. Wilhelm S. J.

Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Herm. Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 169 Abbildungen im Text, 25 Tafeln in Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt und 13 Faksimile-Beilagen. 2 Bände. Lex.-8° (XI u. 334; IX u. 512) Leipzig und Wien 1913, Bibliograph. Institut; geb. M 20.—

Das Werk ist aus der fruchtbaren Auffassung hervorgegangen, daß die geistige Entwicklung eines Volkes, wie sie sich in seinem Schrifttum ausgeprägt hat, nur im Zusammenhang mit seinem politischen und kulturellen Werdegang dargestellt werden kann. Trotzdem führen die Verfasser uns Dichter und Werke nicht als Ergebnis der Umwelt vor. Ihre Literaturgeschichte ist nicht Taines „Herbarium für Geister“ mit Angaben von Fundort, Gestalt und Verbreitung und liebevollem Versenken in jede Mißbildung. Trotz moderner und oft recht weitherziger Auffassung sehen die Bearbeiter in den literarischen Erscheinungen Äußerungen freien, sittlichen Willens und in Tugend und Laster nicht gleich anziehende und gleichberechtigte Produkte wie Zucker und Schwefelsäure. Man freut sich, einem Buche zu begegnen, das nicht nur Eindrücke, sondern auch Urteile, sogar ethischer Natur enthält. Man freut sich über den Charakter, selbst wenn man den Urteilen oft nicht beizupflichten vermag.

Es ist nicht leicht, das Geistesleben eines Volkes in Abschnitte zu zerlegen, die sich wirklich voneinander scheiden. Darum müssen auch äußere Ereignisse als Marksteine dienen. Aber Umgrenzungen wie: Von der Rückgewinnung der Normandie bis zur Thronbesteigung der Valois (1204—1328), oder: Die Zeit Ludwigs XV. bis zum Frieden von Nachen (1725—1750) sind doch zu äußerlich und zwingen, innerlich Zusammengehöriges zu trennen. Wenigstens sollten die getrennt behandelten Züge auch einmal zu einem Gesamtbild zusammengefaßt werden, z. B. bei Mérimée, Bigny, Musset. Die geschichtlichen Angaben überwiegen namentlich bei manchen Kreuzrittern, von deren Dichtungen kaum etwas Bestimmtes oder Erwähnenswertes gesagt werden kann. Pierre von Dreux erhält (I 191) 13 Zeilen, obgleich man darin außer seinen Schicksalen nur erfährt, er habe sich im Minnelied versucht, mehrere Tenzonen angeregt, ein religiöses und vielleicht ein volkstümliches Gedicht verfaßt. Dagegen wird die Chronik Billehardouins, des Vaters der französischen Geschichtsschreibung auffallend kurz abgemacht. Überhaupt treten in dieser Literaturgeschichte sonst allgemein in den Vordergrund gerückte Persönlichkeiten hinter andere bisher weniger genannte zurück. Beim Lyriker Karl von Orleans, der in der Schlacht bei Azincourt ergriffen und 25 Jahre in England gefangen gehalten wurde, wird in der Besprechung seiner Gedichte erwähnt, in einigen habe seine Sehnsucht nach der Heimat rührenden Ausdruck gefunden. Viel besser würde er und die leichte, unpersönliche Lyrik seiner Zeit durch die Bemerkung charakterisiert, daß dieser unermüdlche und gefeierte Verfasser zierlicher Verse über Frühling und Liebe für seinen ermordeten Vater, seine aus Gram über dessen Tod gestorbene Mutter, seine belagerte Stadt und deren Befreierin Jeanne d'Arc und das ganze Unglück Frankreichs im Hundertjährigen Kriege kein Wort findet. In der Darstellung der neueren Zeit müßte neben den Werken das Lebensbild der Schriftsteller um so bestimmter in den Hauptumrissen erscheinen, als die Dichtung stärkere persönliche Züge und sogar die Sprache politischer Leidenschaft annimmt. V. Hugos Chatiments, in denen der würdige und auch prachtvolle Ausdruck edler Entrüstung mit widerlichem Schimpfen abwechselt, versteht man erst, wenn man seinen Zorn darüber kennt, daß ihm der erhoffte Ministerstuhl entging. Von Lamartines Méditations heißt es (II 334), daß für sie „kein Verleger zu finden war: der Dichter mußte das schwache Bändchen auf eigene Kosten drucken lassen“. Das ist die alte Legende. Aus Lamartines Leben weiß man, wie gut er und seine Freunde auch den glänzenden Erfolg des Bändchens vorbereiteten.

Trefflich und mit wohlthuender Zurückhaltung gegenüber allerhand Entstehungstheorien ist das altfranzösische Epos ausgearbeitet. Mit der allgemeinen Angst vor dem Weltende im Jahre 1600 (I 103) ist nichts zu erklären. Das ist eine Sage (vgl. diese Zeitschrift XLVIII 469 ff.). Die Beiwörter kraftvoll, packend, anziehend erzwingen nachgerade ein Lächeln durch die Sicherheit, mit der sie bei den Erzeugnissen eines jeden liederlichen Subjekts erscheinen, das „die Schäden der Kirche aufdeckt“. „Ohne Zweifel war Marot ein aufrichtiger Protestant“ (II 10), ist eine unerwiesene Behauptung (vgl. Brunetière, Hist. de la

litt. franç. classique I 99 ff). Margarete von Navarra war weder katholisch noch protestantisch; ihre ganze Religion war ein Gefühlsmystizismus. Die Darstellung der provenzalischen Literatur ist langatmig, sehr anziehend und lehrreich die der Entwicklung des Dramas in Mittelalter und Neuzeit. Bei Corneille sollte die Bewunderung für sittliche Größe als die seinen Hauptwerken eigene dramatisch wirkende Kraft hervorgehoben werden. Gassendi, der Vertreter des epikureischen Sensualismus, wird (II 95) mit Unrecht zum Jesuiten gemacht. Seit Cousin und Nisard war es 50 Jahre hindurch Mode, die Ordnung, Klarheit, Einfachheit und alle Züge der klassischen Periode bis zum gesunden Menschenverstand einschließlich von Descartes abzuleiten. Diese maßlos übertriebene, selbst noch von Doumic in der Catholic Encyclopedia betonte literarische Bedeutung des Philosophen ist in vorliegendem Werk auf ihr bescheidenes Maß zurückgeführt. „Das wichtigste ist, daß er überhaupt in seiner Muttersprache geschrieben hat“ (II 94). Aber warum werden ihm doch noch über vier Seiten gewidmet? Etwa weil er den Beifall der Jansenisten fand?

In der Tat hat es der Jansenismus Prof. Birch-Hirschfeld, dem Bearbeiter der Neuzeit, angetan. So frei er sich sonst Blick und Urteil wahrt, hier wiederholt er unentwegt die ungerechtesten und hundertmal widerlegten Anklagen gegen Kirche und Jesuiten. Hier verläßt er sogar seine Aufgabe und sein Gebiet, und mit der „weltmännischen Sorglosigkeit“ in theologicis, die er an Pascal rühmt, gerät er in dogmengeschichtliche Erörterungen und Entgleisungen wie folgende: „Einst war die strengere Lehre dieses Kirchenvaters (Augustin) für rechtgläubiger erklärt worden als die des Pelagius, aber in der Anwendung auf das Leben hatte sie sich nicht als brauchbar erwiesen. Die Kirche, die sich im Besitze der Gnadenmittel sah und über die Verdienstlichkeit der Werke zu befinden hatte, wußte mit der Vorherbestimmung des Menschen für die Seligkeit oder die Verdammnis wenig anzufangen. Auch hatte Calvin's Abfall gezeigt, wohin die Lehren Augustins führen konnten“ (II 96). Übertreibungen wie: „Die oft die Grenzen der Albernheit und Verrücktheit überschreitende spitzfindige Rabulistik Escobars und anderer Väter der moralischen Kasuistik“ (II 102), verstoßen auch gegen wissenschaftliche Form und guten Geschmack. In langer, feierlicher Periode wird ebenda die Gesellschaft Jesu verantwortlich gemacht „für alle jene Traktate... die jede unsittliche Handlung, ja selbst die schlimmsten Verbrechen straflos erscheinen lassen“. Wie mancher noch unerfahrene brave Student und biedere Laie, der das Werk liest, wird sich über solche Ungeheuerlichkeiten jesuitischer Moralisten baß entrüsten, ohne sich zu vergewissern, ob sie auch wahr sind. Pascal natürlich hat nach dem Verfasser „die Angelegenheit“ in den Provinzialbriefen „in gründlicher Weise“ behandelt. So gründlich, daß schon Racine, Schüler und Freund von Port-Royal, in ihnen Komödien sah und daß selbst Voltaire schrieb: „Il est vrai que tout le livre portait sur un fondement faux... Mais il ne s'agissait pas d'avoir raison, il s'agissait de divertir le public.“ Doch verlieren wir darüber kein Wort mehr! Derselbe Voltaire nennt Boileaus zwölfte Satire, L'Équivoque, „la triste Équivoque“, und nach Sainte-Beuve ist sie

„une mauvaise satire“. Trotzdem wird sie vollinhaltlich angeführt und dann die letzte (12.) Epistel hervorgehoben, da auch aus ihr „dieselbe jesuitenfeindliche Gesinnung spricht“. Der Verfasser gesteht zwar: „Die Poesie kommt freilich gegen die Theologie in Boileaus letzter Epistel zu kurz“, aber sie „ist ein Widerhall von Pascals Provinzialbriefen“. Damit verdient sie ehrenvollste Erwähnung in der Literaturgeschichte. Leider kommt die Theologie der Epistel auch nicht weit. Boileau wärmt nur das Sophisma des zehnten Provinzialbriefes auf! Die Jesuiten lehrten mit der Kirche, daß zum gültigen Empfang des Bußsakramentes die vollkommene Reue oder Liebe nicht notwendig sei. Pascal hatte diese Lehre in eine allgemeine Dispens, Gott überhaupt zu lieben, verdreht und sich dann zu gewaltiger Entrüstung erhoben!

„Racine ist Jansenist, Corneille Molinist“ (II 173). Warum hat doch La Bruyère diesen gewiß tiefgehenden Unterschied nicht in die berühmten Gegensätze seines Doppelbildes der beiden Dichter aufgenommen? Racine blieb der dankbare Freund seiner jansenistischen Lehrer, aber nichts beweist einen Einfluß der Sekte auf seine katholische Überzeugung und Haltung. Noch ein Jahr vor seinem Tode hat Racine selbst in einem Brief an Frau von Maintenon (4. März 1698) die Behauptung, er sei Jansenist, für eine Verleumdung erklärt und sich auf seinen ihr so gut bekannten kindlichen Gehorsam gegen die Lehre und die Vorschriften der Kirche berufen — *une soumission d'enfant pour tout ce que l'Eglise croit et ordonne, même dans les plus petites choses* — und dann hat er die Darlegung seiner freund- und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Port-Royal, wo er ja auch begraben zu werden wünschte, mit den Worten beschloffen: *Voilà tout mon jansénisme*. Wer wird ihn der Unaufrichtigkeit, der Lüge überführen? „Corneille ist Molinist. Corneille glaubt an die Kraft des menschlichen Willens, die Versuchung zu besiegen, Racines Helden besitzen nur eine Tugend, die der Schwäche fähig ist.“ Und deshalb muß der eine Molinist, der andere Jansenist sein? Gewiß, denn „der Molinist glaubt, daß der Mensch durch die Gabe seines freien Willens sich aus der Verstrickung der Sünde befreien könne; der Jansenist lehrt, daß der Mensch sich durch eigene Kraft vom Unheil nicht zu erlösen vermöge, wenn ihm die Gnade fehle“ (II 173). Kein Katholik, auch nicht Corneille oder Molina, glaubt, daß der Mensch sich durch seinen Willen allein, ohne die Gnade, von der Sünde befreien könne; er glaubt aber, daß die Gnade ihm die Freiheit nicht benimmt, während der Jansenist die Freiheit leugnet und die „Schwäche“ nur durch das Fehlen der nötigen Gnade erklärt.

Bossuets Geist und Glaube bedurften schwerlich der Einwirkung des Polybius, um in der Geschichtsdarstellung auch menschliche Beweggründe und Ursachen zur Geltung kommen zu lassen. Der Glaube an die göttliche Weisheit enthebt Bossuet und seinen christlichen Leser auch der Sorge vor „störenden coups de providence“ und bewahrt davor, ihr Wirken mit den coups de théâtre zu vergleichen (II 143). Im Meisterwerk französischer Prosa, der *Histoire des variations des églises protestantes*, bewies er [Bossuet] ihnen

[den Protestanten] aus ihren eigenen Zeugnissen die Unbeständigkeit, Wandelbarkeit und Unsicherheit ihrer Meinungen und Lehren und zeigte ihnen in der ehrlichen Selbsttäuschung innerlich erlebten Glaubens die Festigkeit, Einheit und Beständigkeit der auf den Felsen Petri gegründeten Kirche. . . . Die protestantischen Widersacher haben selbst Bossuets Ehrlichkeit, Gründlichkeit und Zuverlässigkeit [trotz seiner Selbsttäuschung?!] anerkannt. . . . Sicher ist, daß seine Annahme der Einheitlichkeit und Unveränderlichkeit der römischen Kirche geschichtlich unhaltbar war“. Denn „die Einheit“, sei Bossuet entgegnet worden, „werde nur dadurch aufrecht erhalten, daß man diejenigen, die besondere Meinungen haben, hinausdränge“ (II 145 f.). Also — gab es in der Kirche keine Einheit!? Viel solider ist nach dem Verfasser die sonst in der Literaturgeschichte kaum erwähnte, selbst in Petit de Jullevilles Werk nur in einer Anmerkung untergebrachte lateinische Gallia orthodoxa Bossuets. Sie „ist eine ausführliche, gründliche und gelehrte Widerlegung der Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes“. Bossuet hat anders geurteilt, und als er das wiederholt umgearbeitete Werk seinem Neffen übergab, verboten, es drucken oder sehen zu lassen. Aber 26 Jahre nach seinem Tode wurde es ohne seinen Namen und unter einem Titel, den er mißbilligt hatte, in Luxemburg widerrechtlich von den Jansenisten veröffentlicht.

Auf sittlichem Gebiet zeigen Suchier und Birch-Hirschfeld, daß sie für Seelenadel und Unschuld Verständnis und Anerkennung haben und auch in der Dichtung nicht billigen, was sie in ihrem Familienkreis für eine Schmach halten und nicht dulden würden. Dachte aber dann das Fräulein (I 66) „spießbürgerlich“, daß Gausberts Liebe nur erwidern wollte, wenn er ihr Gatte werde? Wie zart wird dagegen von der Levasseur gesprochen, die freilich gar nicht spießbürgerlich mit J.-J. Rousseau zusammenlebte, obschon er die Bedingung gemacht hatte, sie nicht zu heiraten! „Das Verhältnis war von Dauer, und 1768 traute Rousseau sich selbst in rührender und feierlicher Weise mit Theresen. Seine Kinder versorgte (!) er im Findelhaus“ (II 276). Von den Dramen des jüngeren Dumas sagt Birch-Hirschfeld, sie verletzten „oft den Anstand“. Damit ist er schon angekommen. „Jeder“, entgegnet ihm Dr v. Wurzbach, „der mit den Ideen und Werken von Dumas fils einigermaßen vertraut ist, wird die Ungerechtigkeit dieses Urteils empfinden. Dumas fils, dessen sittlicher Ernst über allen Zweifel erhaben ist, hat nie auch nur mit einer Zeile den Anstand verletzt. Aber wenn es auch der Fall wäre, kann man ein aus der Pariser Atmosphäre hervorgegangenes Kunstwerk mit einem so kleinlichen Maßstab messen?“ (Zeitschr. f. österr. Gymn. 1914, 620.) Es ist anzunehmen, daß z. B. Doumic, einer der bedeutendsten französischen Kritiker der Gegenwart und Mitglied der Akademie, auch einigermaßen mit den Ideen und Werken von Dumas vertraut ist und weiß, mit welchem Maßstab man ein aus der Pariser Atmosphäre hervorgegangenes Kunstwerk messen kann. Er schreibt in seinen Portraits d'écrivains (S. 43): „Les images sur lesquelles il nous arrête sont choquantes. . . . Son langage est souvent cynique.“ Und in der Revue des Deux Mondes (15. Februar 1896, S. 460) urteilt Doumic, Dumas spreche „avec une crudité de langage alors toute nouvelle.“

C'est contre quoi protestait ce spectateur qui se levant au milieu d'une représentation résumait son impression en ces termes énergiques: „C'est dégoûtant.“ Et ce spectateur s'appelait légion.“ Dumas selbst erteilte dem Publikum den Rat: „N'amenez pas vous filles à mes pièces!“ Und schon Francisque Sarcey, der berühmte, von religiösen Strupeln sehr freie Theaterkritiker, schrieb am 16. Oktober 1871 im „Temps“: „Ce qui m'enrage contre lui, c'est la prétention qu'il affiche de faire de la morale, quand il n'y a rien — ma foi, je vais lâcher le mot, il me brûle les lèvres —, de plus démoralisant que ces sortes de spectacles. . . . Il familiarise les imaginations avec l'idée de l'adultère.“ Birch-Hirschfeld ist also mit seinem Urteil über Dumas in angesehenen Gesellschaft. Dr v. Wurzbach aber hält solche Ansichten nicht nur für „ungerecht philiströs“, ihm drängt sich sogar „die Frage auf, ob ein Autor von . . . [sagen wir: den geäußerten] Ansichten berufen sei, über Werke, wie die in Rede stehenden, zu urteilen“. Er hat ganz recht. Man zweifelt wirklich sehr — aber nicht am Verufe Prof. Birch-Hirschfelds.

Im Abschnitt über die modernste Literatur, seit 1885, macht sich das Fehlen des zur Übersicht und Beurteilung nötigen Abstandes recht fühlbar. Ein wenig bewandeter Leser wird sich schwer zurechtfinden. Es würde zu weit führen, Richtiges und Unrichtiges zu scheiden in Sätzen wie: „Die strebsamen jungen Katholiken bekennen sich nunmehr zu der Ansicht, daß Religion und Wissenschaft verschiedenen Gebieten angehören“ (II 429). Recht unglücklich und mißverständlich sind auch Ausdrücke wie: „neukatholische Mystik“, „neukatholische Gläubigkeit“. Gemeint ist damit der Katholizismus, den die Romantiker anfänglich zur Schau trugen.

Mit den Einschränkungen, die namentlich auf religiösem Gebiete gemacht werden mußten, kann das Werk als die umfassendste und eindringendste Darstellung der französischen Literatur in deutscher Sprache empfohlen werden.

D. Wölflinger S. J.